



Die Sache mit dem Neid

Ein Erzählessay mit Literatur drin.

von Karlheinz Roszbacher

„Ich bearbeite gern Themen wie Neid, Angst oder Aggression und würde mir wünschen, dass sich alle damit auseinandersetzen. Aber damit konfrontieren sich viele Menschen nicht so gerne.“ Das sagte die freischaffende, neben dem Mainstream arbeitende Theatermacherin Grischka Voss über Themen von Theaterstücken und Publikumsbesuch. Sich mit Angst oder Aggression zu konfrontieren mag schwerfallen, aber Angst zu verspüren kann manchmal geboten und nützlich sein, und sich eine Aggression zu versagen führt nicht notwendigerweise zu einem Emotionsstau, sondern kann erleichternd wirken.

Mit dem Neid verhält es sich anders. Niemand will Neid zeigen, aber alle haben ihn in sich. Er ist ein sozial nicht anerkanntes Gefühl und wird selten öffentlich. Ein kaum mehr gebrauchtes Wort für Neid oder Missgunst ist Scheelsucht. Im Neid blicken wir nicht offen, sondern schielen. Friedrich Nietzsche nannte den Neid (wie auch die Eifersucht) ein Schamteil der menschlichen Seele. Deshalb bedeckt man Neid wie eine Blöße, verschließt ihn in seinem Inneren und konfrontiert sich ungern damit. Umgekehrt ist der Vorwurf, man sei neidisch, häufig die Projektion eines Neiders, und bei solcher Unterstellung ist Gelassenheit angesagt.

Teil der menschlichen Grundausstattung

Der Neid ist eine der sieben Kardinalsünden. Seit Papst Gregor dem Großen im frühen Mittelalter sind sie Bestandteil der christlichen Theologie. Zorn vielleicht ausgenommen, schaden die übrigen – Völlerei, Hochmut, Geiz, Wollust, Trägheit – anderen Menschen nicht unmittelbar und sind auch nicht unmittelbar selbstschädigend. Sehr wohl aber ist es der Neid. Neid nagt im Neider. Wer neidet, der leidet, sagt ein Sprichwort. Da Neid nicht ausagiert werden soll, bohrt er umso heftiger. Der Neider schließt sich in ein Ich-Gefängnis ein, deshalb blockiert Neid andere Gefühle, vor allem Wir-Gefühle. (Sigrid Engelbrecht) Neid ist eine Verschwendung geistiger Energie. Gerne tarnt er sich als spöttischer Klatsch; der erleichtert ein wenig, und auch die Energieverschwendung ist geringer.

In den Fresken der Kapelle der Scrovegni in Padua, die Giotto di Bondone Anfang des vierzehnten Jahrhunderts

geschaffen hat, findet man auch die Darstellungen der sieben Kardinalsünden. Der Neid (*invidia*) ist eine Gestalt in leichenblass-gelber Farbe, aus deren Mund eine Schlange wächst, die sich zurück zum Gesicht wendet, bereit zuzubeißen. Mit den Füßen steht die Figur in einem grellrot-flackernden, gewiss verzehrenden Feuer. Die Farbe von Giotto's Gestalt entspricht dem Sprichwort „Jemand ist gelb vor Neid“.

Giotto, Padua: Neid



Abb.: Wikipedia

In Ferdinand Raimunds Zaubermärchen *Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär* (1826) gibt es, neben Menschen aus Fleisch und Blut, auch noch anderes Personal: Feen, Zauberer, Geister, Genien, dazu allegorische Figuren wie die Zufriedenheit, die Jugend, das hohe Alter. Und den Neid und den Hass. Laut Regieanweisung kommen die beiden in römischer Gewandung auf die Bühne, der Hass auf einer roten Wolke, der gelbe Neid auf einer giftig-grünen. Die Bordüren auf seinem Gewand bestehen aus Schlangen. In der allerersten Aufführung des Zaubermärchens, die ich sah, sprach der Neid seinen Part so, als wolle er sich selbst annagen. Obwohl im Stück der Hass mehr Text hat, ist mir der Neid immer einprägsamer erschienen. Die beiden sind laut Raimunds Personenverzeichnis „Milchbrüder“ und kämpfen zusammen gegen die Fee Lakrimosa und das Glück eines jungen Menschenpaares. (Im mittelhochdeutschen Wort *nīt* sind übrigens Neid und Hass verschmolzen.) Die beiden allegorischen Böses-Figuren werden am Ende des Stücks besiegt, die Allegorie der Zufriedenheit gewinnt die Oberhand, die von Hass und Neid Verfolgten dürfen



glücklich sein, und wir freuen uns mit ihnen. Doch so etwas gelingt nur in einem Zaubermärchen. Um Neid-Nachdenker zu zitieren – es gibt sie in erklecklicher Zahl: „Neid ist eine natürliche Empfindung, aber ihn zu besiegen, fällt schwer.“ (Joseph Epstein). „Er ist eine der verbreitetsten und am tiefsten wurzelnden menschlichen Eigenschaften.“ (Bertrand Russell) „Er ist eine universale Empfindung, denn sogar die Heiligen haben einander beneidet.“ (Emil M. Cioran) Neid ist Teil der menschlichen Grundausstattung. Bei Neid ist zudem immer Konkurrenz im Spiel, und es gibt experimentelle Messungen, wonach sich das Hirn chemisch, durch Wohlfühlstoffe, belohnt, wenn ein Konkurrent ausgeschaltet ist. Neid ist also nicht nur mit dem Hass, sondern auch mit dem Konkurrenzsinne verschwistert. Und: Neid haust in Männern und Frauen gleichermaßen. Gibt es übrigens eine Verschwisterung von Ehrgeiz und Neid, das heißt: Werden ehrgeizige Menschen schneller und öfter von Neid befallen als spannungslos gleichgültige?

Wer Erfolg hat, hat auch Neider

Der Erfolg anderer ist ein Neiderreger. Wo über Erfolg gesprochen wird, ist Neid nicht weit. Der Schriftsteller Oscar Wilde brachte es in seinem Roman *Das Bildnis des Dorian Gray* (1890/91) auf einen aphoristischen Punkt: „Jeder Erfolg, den man erzielt, schafft uns einen Feind. Man muss mittelmäßig sein, wenn man beliebt sein will.“ Einen Nachdenkschritt weiter ging der Soziologe Georg Simmel: „Erfolg macht Neid, weil Neider spüren, dass ein Gewinn, weil er dem einen zufällt, dem anderen, also mir, versagt bleibt.“ Eine negative Erfahrung mit Erfolgreich-Sein hat die Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger in ihrem Buch *Unterwegs verloren* (2009) beschrieben. Beneidet wurde sie nicht, weil sie fachliches Ansehen hat, denn das haben Freunde und Kollegen auch. Aber sie wurde mit ihrem ersten persönlichen Buch, der hochgelobten Autobiografie *weiter leben* (1993), breiten Leserkreisen bekannt und musste bilanzieren: „Neben den Annehmlichkeiten, die Popularität mit sich bringt, handelt man sich auch viel Neid ein. (...) Man verliert tatsächlich Freunde durch Neid. Richtige, echte Freunde doch nicht, werdet ihr sagen. Und ich antworte, doch, auch die.“ Klüger wurde irgendwie damit fertig. Aber man darf annehmen, dass es den Freunden dabei nicht so gut ging. Vielleicht machte sie eine Erfahrung, die Goethe zu seinem Eckermann in elegante Worte kleidete (16. 8. 1824): „Menschen sind wie schwimmende Töpfe, die aneinanderstoßen.“ Das kann, so füge ich hinzu, sanft klingen oder scheppernd. Wenn es sanft klingt, ist es Wohlwollen, wenn es scheppert, ist es Neid.

Joseph Epstein, der erwähnte Neid-Nachdenker, schreibt in seinem Standardwerk über Neid (2010): „Wer Neid aufspü-

ren will, beginnt natürlich am besten bei sich selbst.“ Er habe „weiß Gott“ eine Menge Neid empfunden, am meisten aber wohl in seiner Jugend. Beim Nachdenken darüber, wann man welchen Neid empfunden hat, kommt ein Aphorismus Friedrich Nietzsches zum Tragen: „*Das habe ich getan*, sagt mein Gedächtnis. *Das kann ich nicht getan haben*, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.“ Epsteins Erinnerung an Neidempfindungen in der Jugend hat sich vielleicht nur deshalb gehalten, weil das Gedächtnis damals noch nicht dem Stolz weichen musste.

Von einem Neidgefühl, das lange zurückliegt, ist leichter zu berichten als von dem Neid von voriger Woche. Ich war Schüler, als wieder einmal der Nikolaustag ins Haus, d. h. ins Klassenzimmer stand. Der langjährige Usus war, dem Klassenvorstand nahrhafte Dinge, am besten aus bäuerlichen Selchkammern, auf das Pult zu häufen. Just in jenem Jahr war dieser Brauch vom Direktor der Schule untersagt worden. Und so kam der Lehrer herein, sah Speck, Würste und Almkäse, musste aber das alles mit großer, pathetisch-bedauernder Geste von sich weisen. „Nein, nein, nicht für mich, nicht für mich. Darf ich nicht annehmen.“ Große Enttäuschung unsererseits. Also all die guten Dinge wieder nach Hause tragen? Grübeln. Da fiel einem von uns ein, dass der Lehrer vor sechs Wochen Vater eines Sohnes namens Gerhart geworden war, und versuchte es so: „Aber vielleicht fürn Gerhart?“ Aufleuchten im Antlitz. „Ja freilich! Fürn Gerhart!“ Und der frischgebackene Vater packte Speck, Würste und Käse ein, für den Säugling zu Hause. Warum, so fragte ich mich damals und hernach auch noch, war nicht mir dieser quicke Einfall gekommen? Ich habe diese Geschichte in der Folge des Öfteren erzählt, aber an den Namen jenes Mitschülers kann ich mich nicht mehr erinnern. Hat ihn mein Neid aus der Erinnerung hinausgenagt?

Ein Schulschikurs, ich war achtzehn. Ein verlockender Hang, frischer Pulverschnee, obendrauf über Nacht kleine Kristalle, die beim Fahren rauschten. Keiner von unserer Gruppe kam ohne Sturz herunter. Fast, denn einem einzigen gelang es. Noch während er fuhr, beneidete ich ihn, stante pede sozusagen, zeigte es aber nicht. Denn Neid verschließt man ja in sich: part of the game. Aber am nächsten Tag, auf einer kleinen, ad-hoc-gebauten Sprungschanze, sprang ich zehn Meter, er neun. Besser sein wollen – eine Wirkung von Neid, die man nicht unterschätzen sollte. Doch dieser Meter reichte nicht aus, um meinen Neid auszuräumen.

Neid braucht Vergleichbarkeit, braucht Nahfelder: Geschwister, Nachbarn, Kollegen und, wie Ruth Klüger behauptete, auch Freunde. Ein Schriftsteller zum Beispiel kann aufrichtig einen Torero bewundern – Ernest Hemingway zum Beispiel Antonio Ordóñez –, nicht aber einen Kollegen (meinte einmal É. M. Cioran. Allerdings hier eine Ausnahme: >>>



Hemingway tat öffentlich kund, sein Nobelpreis von 1954 hätte eher Ezra Pound gebührt). Der Neid ist vor allem eine Erscheinung der sozialen Nähe (H. Schoeck), und wir neiden niemandem ein Glück, von dem wir wissen, dass es völlig unerreichbar für uns ist. Ich beneide zum Beispiel den Milliardär Zuckerberg nicht um seine strapaziösen Unsummen. (Doch seine Kreation Facebook würde ich gerne in den Orkus der Mediengeschichte versenken.) Anderes hingegen, aus einem Nahfeld, spricht aus einer Frage bei Joseph Epstein: „Wäre es unrecht von mir, einen Kollegen zu beneiden, der doppelt so viel verdient wie ich, aber nur halb so viel unterrichtet – und zwar ziemlich schlecht, was man so hört?“ Da hört man gerne hin.

Neid und soziale Nähe

Michael Rutschky (1943–2018) war vielgelesener Essayist und Buchautor, war kurzzeitig Redakteur der Zeitschrift *Merkur*, zog es aber bald vor, nur ihr Beiträger zu sein – mit 400 an der Zahl. Sein Buch *Erfahrungshunger* (1980) ist hilfreich, wenn man das geistige Klima der Siebzigerjahre in der Bundesrepublik Deutschland rekapitulieren möchte. Zeitdiagnostiker und Alltagsmythenerkunder ist er genannt worden. Er hat sich von seiner Perspektive, der Gang der Gesellschaft führe aufwärts und alles werde letztlich immer besser, nicht abbringen lassen. Obwohl ein Vertreter der Achtundsechzigergeneration, übernahm er die pessimistische Kulturkritik im Gefolge Theodor W. Adornos nicht. Er war mit Katharina Rutschky (1949–2010) verheiratet, einer ebenfalls sehr produktiven und erfolgreichen Schriftstellerin: *Schwarze Pädagogik*, 1977. Die beiden galten in Berlin als profiliertes Intellektuellen-Ehepaar. Der Journalist und Literaturkritiker Jörg Lau, der von Michael Rutschky eingesetzte Nachlassverwalter, der dessen Tausende Seiten umfassendes, nur zu einem Teil veröffentlichtes Tagebuch kennt, bekam Einsicht in den „dunklen Rand“ dieser Ehe. Demnach war Michael Rutschky stark und dauernd angetrieben von Neid auf weniger begabte Kollegen, die aber öffentlich erfolgreicher waren. Und von seinem Neid nahm er auch seine Frau nicht aus. Im Tagebuch registrierte Rutschky seine Wut auf sie, wenn sie Erfolg hatte, und betrachtete sie als seine Konkurrentin. Wenn sie an Schreibhemmungen litt, zum Alkohol griff und die Blockaden sich trotzdem nicht lösen wollten, musste er ihr darüber hinweghelfen, was er ihr wiederum übelnahm: Neid und seine Derivate bei sozialer Nähe.

Ökonomische Konkurrenz in der Demokratie

Was sind, zu den individuellen hinzu, die gesellschaftlichen Dimensionen von Neid? Immer wieder hat man in



Honoré Daumier (1849): Alexis de Tocqueville

Utopien eine neidlose Gesellschaft entworfen, doch im zwanzigsten Jahrhundert hat sich der Begriff der Utopie entleert. Unbegründet sei jede Hoffnung, man könne „unser soziales Denken so ordnen, dass neidfreie Menschen oder Gesellschaften zustande kämen“, so im Jahre 1966 der Soziologe Helmut Schoeck in seinem Standardbuch *Der Neid. Eine Theorie der Gesellschaft*. Er wurde damals von linksdenkender Seite hart attackiert. Desgleichen wegen seiner These, das 20. Jahrhundert habe mehr Neid freigesetzt als frühere Epochen. Er hat aber recht, denn das hat mit der Verbreitung von Demokratie bzw. der Idee von ihr zu tun. Schon im Standardbuch für das Verständnis der Vereinigten Staaten, in Alexis de Tocquevilles *Democracy in America* (1836), lesen wir, „dass die demokratischen Einrichtungen das Gefühl des Neides im menschlichen Herzen in hohem Maße fördern“. Die Idee, dass eine nach dem Gleichheitsgrundsatz verfasste Gesellschaft ein soziales Zusammenleben mehr fördere als andere, basiert auf Konkurrenz. Viel mehr Menschen als zuvor treten auf ähnlicher Ebene in Wettbewerb, und auf diese Weise erhält der Neid etwas Gesellschaftsbindendes. (Sighard Neckel) Neid repräsentiert die persönliche Seite der ökonomischen Konkurrenz, und das setze eben ein nicht immer wünschbares, permanentes Vergleichen voraus. Aber gerade das mache Neid auf überraschende Weise zu einem „vergleichsweise integrativen Gefühl“.

Nie willkommen, aber permanent gegenwärtig ist er, der Neid. Die deutsche Philosophin und Emigrantin Hannah Arendt (1906–1975) und die US-amerikanische Schriftstellerin und Literaturkritikerin Mary McCarthy (1912–1989) verband eine lange Freundschaft, und ihr Briefwechsel braucht kei-



nen Vergleich mit anderen großen Korrespondenzen des 20. Jahrhunderts zu scheuen. Nach der Veröffentlichung von McCarthys Roman *The Group* (*Die Clique*) galt es für Hannah Arendt, ihre Freundin über missgünstige Rezensionen, die es neben enthusiastischen durchaus gab, hinwegzutrösten. Und so setzt Arendt an: „Das Hauptlaster jeder egalitären Gesellschaft ist der NEID (...) Und die große Tugend aller Aristokraten scheint mir zu sein, dass die Menschen immer wissen, wer sie sind und sich deshalb nicht mit anderen vergleichen. Dieses dauernde Vergleichen ist wirklich der Inbegriff vulgärer Gleichmacherei.“ Das ist der geschichtliche Preis, der für die Demokratie zu zahlen ist: Immer mehr Menschen leben auf vergleichbarer Ebene, auf der dann Konkurrenz und Neid zur Normalität werden.

„Neidgesellschaft“ oder berechtigte Forderung nach Verteilungsgerechtigkeit?

Wenn der Neid von der Person-zu-Person-Ebene weggeht und sich tatsächlich auf eine ganze Schicht von Wohlhabenden richtet, dann erblüht Neidrhetorik. Dann schwingen die Habenden gegen die Habenichtse die Neidkeule, so als wären alle Verarmten und Entrechteten nur je einzelne Versager und deshalb Neider. Oder man diffamiert sie als Neidhammel, in toto als Neidgesellschaft – ein Unwort der Jahre nach der Banken- und Börsenkrise von 2008, als sich Empörung ausbreitete: über die fetten Bonuszahlungen für Finanzmanager, obendrauf auf ihre Gehälter. Keineswegs ist jede Forderung nach Verteilungsgerechtigkeit eine Neiddebatte, wird aber häufig mit dem Hinweis darauf abgeschmettert. So zum Beispiel von Anhängern Friedrich von Hayeks, des Nationalökonom und Vertreters einer unregulierten Marktwirtschaft, der meinte, Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit seien nichts anderes als „drapierter Neid“. Solchem Denken entstammt auch das diskussionstötende Schlagwort von der „Neidgenossenschaft“. Das traf die vielen Arbeits- und Unterstandslosen, die sich im Herbst 2011 im Zuccotti Park von New York City zur Occupy-Bewegung formierten, dazu jene, denen die Banken ihre Häuser unter den Füßen weggepfändet hatten. Während sie skandierten, „We – are – the ninety-nine percent“ (gegenüber dem einen Prozent der Millionäre in der Wall Street und sonstwo), wurde von der anderen Seite versucht, sie als einzelne Neider und Individualversager zu markieren. Aber ihnen ging es nicht so sehr um banalen Futterneid, sondern um das rigorose System der kapitalistischen Bankenherrschaft. Der Protest war eine gewaltlos bleibende Revolte, mit Ansätzen, sich schneeballartig auszubreiten. Neid, der von vielen Habenichtsen vertreten wird, verwandelt sich unter Umständen in ein revolutionäres Potenzial. Dazu kam es zwar nicht, der direkte Impetus der Occupy-Bewegung versiegte, hatte sich aber einmal offen gezeigt, hinterließ

Fußabdrücke und steckte zum Beispiel in Spanien die politische Bewegung „Podemos“ („Wir können's“) an.

Edmond und Jules de Goncourt, zwei scharfe Beobachter im Paris des 19. Jahrhunderts, die als Jugendliche die Revolution von 1830 noch nicht bewusst erlebten, wohl aber die von 1848 samt ihrem historischen Nachhall, suchten eine Ausgewogenheit des Standpunkts. „Nur zwei große Strömungen gibt es in der Geschichte der Menschheit: die Niedertracht, die die Konservativen macht, und den Neid, der die Revolutionäre macht.“ Niedertracht ist hier als Merkmal von Beharrung gekennzeichnet – sie wird bleiben, wie sie ist –, breitflächiger Neid hingegen erscheint bei den Goncourts als Kraft, die, wenn auch mit ungewissem Ausgang, Veränderung bewirken kann. Im Tonfall neigten sich die Goncourts den Revolutionären zu. Im Kampf gegen die Verelendung der Massen in Europa mobilisierte zur selben Zeit die marxistische Revolutionstheorie kollektiven Neid auf die Habenden. Die Theorie enthält aber als ein wichtiges Moment, dass dann, wenn Gleichheit herrscht, der soziale Neid sich aufheben wird. Allerdings: Wer Gelegenheit hatte, sich vor der politischen Wende in Osteuropa in den sogenannten Volksdemokratien umzusehen und umzuhören, konnte viel mühsam unterdrückten Neid wahrnehmen, nicht so sehr einen großen auf den Westen, sondern im neuen System den kleinen, alten, persönlichen – auf die Auslandsreise des einen Kollegen, auf die größere Wohnung des anderen.

Volkscharakter oder universelles Gefühl

Mehr Neid da als dort, wo doch Neid für eine Universalie gehalten wird, Teil der menschlichen Grundausstattung? Verteilt sich Neid vielleicht doch länderspezifisch verschieden? In einer Novelle des englischen Schriftstellers David Lodge gibt es einen erfolgreichen Autor, der von einer bissigen Interviewerin, ein Werbetext auf dem Umschlag nennt sie einen Rottweiler, bloßgestellt worden ist. Einem Kollegen gegenüber beklagt er eine „Kultur des Neids“, Produkt einer „Kultur des Geschwätzes“ („culture of envy“, „culture of gossip“). Es gebe neidische Leute in diesem seinem England, die Erfolg einfach hassen. Wenn man hart arbeite, sich einen Namen mache, einiges Geld verdiene, dann täten sie alles, was in ihrer Macht stehe, um einen niederzuschreiben. Also Neid nicht nur in Österreich, sondern auch in England, und anderswo auch. Aber gibt es nicht auch die Vereinigten Staaten, wo man, so will es eine gängige Meinung, die Erfolge anderer neidlos hinnimmt, weil dort die Ansicht vorherrscht, auch für einen selbst stehe die Tür zum Erfolg jederzeit offen? Dass sich Amerikaner aber über den Erfolg anderer ganz ehrlich freuen, ist wohl eine Oberflächenlegende. Hans-Dieter Gelfert meint in seinem Buch *Typisch amerikanisch* (2002), Neid sei etwas, >>>



das Amerikaner, wenn sie ihn empfinden, einfach viel weniger zeigen. Vielleicht heißt es deshalb seit einigen Jahren bei Oscar-Verleihungen nicht mehr: „The winner is ...“, sondern: „The Oscar goes to ...“? Das erleichtert es der mitnominierten, aber leer ausgegangenen Konkurrenz, demonstrativen Beifall in die Fernsehkamera zu klatschen und ihre Enttäuschung samt Neid zu verbergen. Wenn es in der Ankündigungssprache keine Gewinner gibt, dann scheinbar auch keine Verlierer und weniger Neidverdacht. Nicht ganz logisch, aber das sagt die Kamera.

Neid der Literaten und Neid in der Literatur

Es gibt viele Orte von konzentriertem Neid, aber es gibt ihn besonders in der Sphäre der Literatur, denn verbale Äußerungen für die Öffentlichkeit gehören da mehr zum Gewerbe als in anderen Künsten. Unter Malern zum Beispiel gibt es mehr Schweiger als unter Schreibern. Paradigmatisch: Robert Musil beneidete Thomas Mann, der in aller Munde war und den er dem Typus des „Großschriftstellers“ zurechnete. Thomas Mann war für ihn Konkurrent und Inspirationsquelle in einem. Als Musil spät und im Exil erfuhr, dass sich Thomas Mann für seinen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* eingesetzt habe, war er gerührt und bekannte, ihm oft Unrecht getan zu haben. Letztlich aber stand hinter fast allen seinen Bezugnahmen auf Erfolgreichere die dem Neid zurechenbare Frage: Und was ist mit mir? Wo bleibe ich?

Ein offenes Bekenntnis in Sachen Neid wird sogar honoriert, indem es mit Respekt zitiert wird, zum Beispiel der Ausspruch des amerikanischen Schriftstellers Gore Vidal, der der Meinung war, nicht das Geld, sondern der Neid regiere die Welt: „Immer wenn einer meiner Freunde Erfolg hat, sterbe ich ein kleines bisschen.“ Ähnlich, wenn auch kleiner dimensioniert, eine Schriftstellerin aus Oberösterreich: Sie hört im Radio an ihrem Schreibtisch, ein Kollege habe ein sensationelles Buch veröffentlicht. „Das wirft mich erst einmal mindestens eine Stunde zurück.“ Und da sind dann noch die Standardfragen, laut geäußert oder leise: Wer erhält welchen Preis? Wer ist im bekannteren Verlag, wer hat mehr Auflage, wer mehr Einladungen zu Lesungen, Auftritten und Gelegenheit zu öffentlicher Präsenz überhaupt? Und trotz Gore Vidals Selbstbekenntnis nicht zu vergessen: Die Frage nach dem Geld ist immer dabei. Als die erfolgreiche Schriftstellerin Julie Zeh gefragt wurde, ob sie wisse, warum sie in der deutschen Presse so oft als Streberin bezeichnet wird, fragte sie zurück, woher sie das wissen solle. Und fügte hinzu: „Vielleicht, weil man in diesem Land keinen Erfolg haben darf, ohne sich verdächtig zu machen?“

Neid und Strafe in den Schriften

Die Bibel ist Literatur, die Geschichte von Kain und Abel eine

ihrer bekanntesten. Gott entscheidet, dass Abels Opfer das ihm gefälliger ist (aus welchen Gründen eigentlich?), darauf erschlägt Kain seinen Bruder. Es ist nicht nur eine Geschichte von Neid, sondern im selben Maße eine von Eifersucht. Kain ist der Zurückgewiesene, er erfährt Liebesentzug. Da er nicht gut Gott selbst erschlagen kann, trifft es Abel.

Neid steht am Beginn der Geschichte von Dädalus und Ikarus, einer der bekanntesten in den *Metamorphosen* des römischen Dichters Ovid. Der Erfinder, Techniker und Künstler Dädalus nimmt seinen Neffen Perdix in die Lehre. Als dessen besonderes Talent zur Kunstfertigkeit offenkundig wird – er erfindet zum Beispiel die Säge und den Zirkel –, erfasst Dädalus der blanke Neid, und er stürzt Perdix von der Akropolis. Die Göttin Athene jedoch, künstlerischer Begabung immer gewogen, verwandelt Perdix während des Sturzes in ein Rebhuhn und rettet ihm so das Leben. Der aus Athen verbannte Dädalus findet Zuflucht bei König Minos auf Kreta, baut für ihn das Labyrinth, will aber dann mit seinem Sohn Ikarus aus der Verbannung fliehen und konstruiert für sich und ihn Flügel für den Luftweg. Es folgt der bekannte Sturz des Ikarus, und das Rebhuhn, als einstiger Neffe beinahe das Todesopfer von Dädalus' Neid, frohlockt als Augenzeuge am Schauplatz. Die Schadenfreude, eine Begleiterin des Neids, gilt Dädalus, nicht dessen ertrinkendem Sohn.

In den Märchen der Brüder Grimm ist Neid bei zahlreichen Figuren eine Antriebskraft. Die erste Neiderin, der man dort begegnet, ist die neidischste überhaupt: die Königin-Stiefmutter des Schneewittchens. Ein sprechender Spiegel schildert ihr die Schönheit Schneewittchens – weiß wie Schnee die Haut, rot wie Blut die Wangen, schwarz wie Ebenholz ihr Haar. Deshalb stiftet die Königin, voll „Neid und Hochmut“, einen Mordversuch an, aber als der Beauftragte sie täuscht und Schneewittchen am Leben lässt, versucht sie selbst es noch zweimal. Drei Mordversuche also, während es bei Dädalus nur einer ist. Die Königin-Stiefmutter wird denn auch überaus hart bestraft: Sie muss in glühenden Eisenpantoffeln ihren Neid zu Tode tanzen.

Shakespeares Inbegriff des Neiders

Neid steuert auch die Handlungen Jagos, des Schurken in William Shakespeares Tragödie *Othello*. Er ist Fähnrich unter dem venezianischen Feldherrn, ist aber bei einer Beförderung übergangen und nicht Leutnant geworden. Sein Neid richtet sich nicht nur auf den beförderten Cassio, den er als Werkzeug seiner Intrige gegen Othello benützt. Sondern er treibt den Feldherrn Othello, eben noch gefeierter Sieger gegen die Türken, mit dämonischer Zielsicherheit zum Eifersuchtmord an seiner Ehefrau Desdemona an. Im ganzen Zusammenhang trägt auch der von Ferdinand



„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Illustration von Willy Planck aus: *Deutsches Märchenbuch*. Verlag Gustav Weise, Stuttgart

Raimund so genannte Milchbruder des Neids, der Hass, Entscheidendes bei. Doch Jagos Psychostruktur, die ihn dem absolut Bösen annähert, ist noch komplexer. Er erwähnt einen Rumor, Othello habe in seinem Bett mit seiner Frau Emilia sein, Jagos, „Amt verrichtet“, er macht aus diesem Gerücht ein für ihn nützliches Faktum und fügt es als persönliche Eifersucht den Gründen für seine Zerstörungslust hinzu. Zudem zeigt er Geldgier: Dem in Desdemona töricht-verliebten Roderigo verspricht er, ihm Chancen bei ihr zu verschaffen und kassiert von ihm. Doch bei seiner bis zum Inbegriff des Bösen verflochtenen Gefühlslage ist das nur eine Zutat. Arrigo Boito, der Librettist von Giuseppe Verdis später Oper *Otello* (1887), hat für den Beginn des zweiten Akts einen Monolog geschrieben, in dem Jago alle seine Beweggründe zusammenfasst: „Credo in un Dio crudel“ („Ich glaube an einen Gott des Hasses“.) Jagos Credo, seine Neid-und-Hass-Obsession, lagert tief drinnen, aus ihr sind seine Handlungen ableitbar.

In einer ergiebigen Abhandlung über Neid (Rainer Paris) werden viele Gründe für Neid auf den Punkt gebracht: der sichere Arbeitsplatz, die bessere Bezahlung, der größere Wagen usw. Unter diese „erworbenen“ Assets wird auch die gut aussehende Ehefrau gereiht. Aber es gibt Auslöser für Neid, die tiefer reichen und von anderer

Art sind: Begünstigungen von Geburt, Eigenschaften und Fähigkeiten, mit denen jemand andere überragt: Schönheit, Leichtigkeit der Lebensbewältigung, Wohlwollen von Seiten anderer Menschen, Intelligenz, das Glück.

Zu einer Triebfeder mit tödlichem Ausgang wird der Neid von solcher, gleichsam „höherer“ Art in der Erzählung *Billy Budd* von Herman Melville (1819–1891). Der Autor des monumentalen Romans *Moby Dick* von 1851 konnte sein letztes, schmaler angelegtes Prosawerk nicht fertigstellen. Trotzdem liegt die Rolle des Neids klar zu Tage. Billy Budd, Matrose auf einem englischen Kriegsschiff, ist einundzwanzig Jahre alt, hat ein von allen mit Wohlwollen wahrgenommenes, schönes Äußeres, ist naiv, keiner Verstellung fähig, er ist beliebt, ein Sprechfehler schadet seinem gewinnenden Habitus nicht. Er wird einmal mit einem Engel verglichen, und für einige Melville-Interpreten ist er ein Adam vor dem Sündenfall. Sein Widersacher heißt John Claggart; er ist als „Master at Arms“ der Polizeichef an Bord und in bösartiger Freundlichkeit Billys Gegenteil. Die Triebfeder von Claggarts Denken und Handeln ist purer, aber geschickt verhehlter Neid auf Billy Budd. Ein alter Matrose warnt den jungen: „Claggart is down on you“, doch Billy Budd ist nicht imstande zu begreifen, dass ihm jemand etwas Böses will. Der perfide Claggart unterstellt ihm eine Anstiftung zur Meuterei, in der Konfrontation vor dem Kapitän kann Billy Budd, jähzornig empört, seine Verteidigung wegen seiner Sprechbehinderung nicht angemessen vorbringen und erschlägt Claggart im Affekt. Er wird zum Tode verurteilt und gehängt.

Noch mehr Zunftneid

Gore Vidsals ironisch formuliertes, aber keineswegs unernst gemeintes Eingeständnis, dass er immer ein bisschen sterbe, also ein Überquantum Neid verspüre, wenn einer seiner Freunde einen Erfolg verbuche, legt der österreichische Schriftsteller Thomas Glavinic für sich über einen ganzen Roman hin offen auf den Tisch. *Das bin doch ich* (2007) handelt von einem Schriftsteller, der gerade einen Roman mit dem Titel *Die Arbeit der Nacht* geschrieben hat (ein realer Titel des Schriftstellers Thomas Glavinic). Er sucht einen Verleger für den nächsten und erwartet, dass der Roman in die Longlist, dann in die Shortlist der besten Bücher des Jahres aufgenommen wird. Auf der Jagd nach einem neuen Einfall für das nächste Buch, so die Rückblenden, bewegt er sich durch Wien, säuft nicht schlecht, vorwiegend Weißwein am Naschmarkt, trifft, die Welt ist klein, die Vertreter des Wiener Literaturbetriebs, telefoniert oft mit dem Schriftsteller Daniel Kehlmann, muss vernehmen, dass dessen Roman *Die Vermessung der Welt* sich unaufhaltsam verkauft. Dieses unablässig E-Mails und SMS versendende, permanent einen Kater bekämpfende, beträcht-

>>>



lich witzige Beobachtungen von sich gebende, an der Schwelle von Jung zu Mittelalt dem Erfolg nachhetzende Schriftsteller-Alter-Ego Glavinic' hat eine bemerkenswert offenerzige Art, mit Zunftneid umzugehen. In der *Süddeutschen Zeitung* muss er lesen, Daniel Kehlmann sei der beste Autor seiner Generation.

„Ich zucke zusammen. Das bin doch ich!“ Ein wenig, so meint man zu ahnen, murmelt es in seinem Hinterkopf: „If you can't beat him, join him!“ Aber die beiden sind ohnehin Freunde. Die Frage, „Warum ich nicht und andere doch?“, war unabweisbar gewesen, Neid war aufgekommen, aber da der erzählende Schriftsteller ebenfalls Glavinic heißt, ist das Ganze eine raffinierte, respektable und neidlöschende Selbstentblößung. Es ist eine Erleichterung, solches zu lesen, denn am anderen Ende des Spektrums zeigt der Neid, dass er der Milchbruder des Hasses ist. Der vielgehasste Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki zitierte gern den vielgehassten Kollegen Friedrich Sieburg: „Wer nicht unter Literaten gelebt hat, der kann nicht wissen, was Hass ist.“

Überwindung des Neids durch Ehrlichkeit?

Aber Glavinic' Roman ist ein Roman und als solcher ebenso künstlich wie ein poetischer Rat, den der Barockdichter Paul Fleming (1609–1640) sich selbst erteilt hat. *An sich* heißt das bekannt gebliebene Sonett mit der Selbstermutigung am Anfang: „Sei dennoch unverzagt, sei dennoch unverloren“, und mit Lebensratschlägen in der Folge. „... steh höher als der Neid“ heißt es gleich im zweiten Vers, und am Ende steht ein Versprechen: „Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann, / dem ist die weite Welt und alles untertan.“ Aber so wenig es einen Zauberer gibt, der jemanden, einfach so von außen, von Hass oder Neid befreien kann, so wenig verlässlich ist Flemings Anweisung, den Neid einfach so im Inneren zu besiegen.

Jener Meter weiter, damals auf der Mini-Sprungschanze, reichte zwar nicht aus, meinen Neid auf den tiefschneestarken Schulfreund zu tilgen. Aber dafür irgendwo anders besser sein zu wollen ist vielleicht doch eine Möglichkeit, mit Neid umzugehen. Neid-Nachdenker, bemüht, den Neid nicht nur als selbstdestruktiv zu betrachten, sehen in ihm einen möglichen Grund, Produktivität anzustacheln, ja ihn als kreative Kraft zu nutzen. Wenn man solche Gedankenzusammenhänge in die kapitalistische Gesellschaft platziert, wird sie zum „Neidkraftwerk“ (Peter

Sloterdijk). So könnte man Neid als ein Stimulans betrachten, das uns aus der Trägheit (*acedia*), einer anderen Kardinalsünde, lösen kann. Dass er gleichsam in Fleiß und in die Suche nach Einfällen hinübersublimiert werden kann, ist vorstellbar.

Die Schweizer Psychologin Verena Kast (geb. 1943) hat es in einer Reihe von Büchern verstanden, Wesen und Struktur von Lebenskrisen, menschlichen Beziehungen und Emotionen wie Liebe und Eifersucht, auch Altern, auf eine Weise zu vermitteln, die durch hohe Buchauflagen belohnt wurde. Und auch der Neid war ihr ein Thema. Sie spricht von ambivalenten, aggressiven und aggressionsgehemmten, nichtsdestoweniger destruktiven Neidern. Doch ergänzt sie ihre Typusbeschreibungen: „Wir müssen aus Neidmenschenn ‚gönnende‘ Menschen werden.“ Kast versteht darunter Menschen, die zu ihrem Neid stehen, ihn nicht verbergen und es zustande bringen zu sagen: Du hast ein Buch geschrieben, das ich am liebsten selbst geschrieben hätte! Oder: Du bist den Hang so heruntergefahren, wie ich ihn selbst gern bewältigt hätte. Aber gönnende, wohlwollende Neider sind selten. Ich bemühe mich. Ich beneide einen Freundkollegen, der das Klarinettenspiel beherrscht, mit Wohlwollen und hoffe, dass ich dadurch, im Sinne Paul Flemings, „höher als der Neid“ stehe, wenn auch nur wenig.

Karlheinz Rossbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten; studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Wien, Innsbruck und an der University of Kansas in Lawrence; 1966 Dr. phil. an der Universität Salzburg; 1975 Habilitation; 1976 Ao. Univ.-Prof.; 1994 O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg. Zahlreiche Essays und Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Dankbarkeiten* (Verlag Lehner, Wien 2021)

